

in derselben Zeit nach Herschel's Regel seyn mußte. Man fand eine so zufriedenstellende Uebereinstimmung, wie man sie kaum erwarten konnte. Unter 78 Vorherbestimmungen, deren sich jede auf ein ganzes Mondesviertel, d. h. auf eine ganze Woche bezog, trafen 57 pünktlich ein.

Es dürfte also wohl der Mühe werth seyn, diese Regel auch in andern Ländern näher zu prüfen.

Es bedeutet, wenn der Mond wechselt zwischen 12 Uhr Mittags und 2 Uhr Nachm.	
" 2 " Nachm. "	4 " "
" 4 " " "	6 " "
" 6 " " "	8 " Abends,
" 8 " Abends "	10 " "
" 10 " " "	12 " Nachts
" 12 " Nachts "	2 " Morg.
" 2 " Morg. "	4 " "
" 4 " " "	6 " "
" 6 " " "	8 " "
" 8 " " "	10 " "
" 10 " " "	12 " Mitg.

Man sieht hieraus, daß, wenn man diese Regel kennt, die Vorherbestimmung bald gemacht ist, daß man aber auch auf die Jahreszeit Rücksicht nehmen müsse, wobei man sich aber das Jahr nur aus einem Sommer und einem Winter bestehend denkt, den Herbst und Frühling aber zum Theil dem Winter, zum Theil dem Sommer einverleibt.

Es wird angenommen, daß der Charakter der Witterung mit der Stunde im Zusammenhang stehe, in welcher Vollmond, Neumond, erstes oder letztes Mondesviertel eintritt, d. h. mit der Stunde, wo der Mond wechselt. Die nähere Bestimmung ist folgende:

	im Sommer	im Winter.
	viel Regen, veränderlich, schön,	Schnee und Regen. schön und mild. schön.
	schön bei Nord- oder Westwind, Regen bei Süd- oder Westwind,	Regen und Schnee bei Süd- oder Westwind.
	detto      detto	detto      detto.
	schön,	schön.
	detto,	kalt, außer bei Südwestwind.
	kalt mit Regen,	Schnee und Sturm.
	Regen,	detto      detto.
	Wind und Regen, veränderlich,	Sturm.
	viel Regen,	Regen bei Nordwestwind, Schnee bei Ostwind. Kalt und kalter Wind.

Bei den oben erwähnten Vergleichen der wirklichen Witterung mit der aus diesen Regeln folgenden hat man den Anfang des Winters auf den halben Oktober, sein Ende auf halben April gesetzt; doch wird man diese in verschiedenen Gegenden verschieden nehmen müssen, worüber erst Erfahrungen entscheiden werden.

## II. Pamtheon des Nationalruhmes der Länder und Völker des österreichischen Kaiserstaates.

### A. Guttenstein,

(Als Erklärung des Titeltupfers.)

Guttenstein ist ein Marktflecken von 67 Häusern, 450 Einwohnern, im Kreise Unter-Wienerwald, unfern des Schneeberges gelegen. Man merkt es an der Bauart der Häuser, daß man im Gebirge ist, und an dem rüchigen Ansehen der meisten, daß Kohlenhandel und Eisenwerke Hauptnahrungszweige sind, außerdem Holzarbeit. Der Ort selbst ist ohne Merkwürdigkeiten. Die Pfarrkirche am westlichen Ende ist sehr alt, und enthält Grabsteine einiger Pottschache aus dem sechzehnten Jahrhundert. In der Mitte des Ortes steht das Gasthaus zum schwarzen Bären, das ersuchte Ziel so manchen Wanderers in diesen Gegenden; jedenfalls erfüllt es auch billige Anforderungen. Uebrigens ist der Andrang von Fremden oft so groß, daß keine Unterkunft zu finden ist, natürlich am größten beim Kirchweihfeste, welches am vierten Sonntage nach Ostern gehalten wird, und an den Marien-Festtagen. 5000 Wallfahrer sind nicht selten, und Ungarn, Steirer, Oesterreicher bilden durch ihre verschiedenen Trachten ein reiches Bild.

Südlich außer dem Markte, jenseits des kalten Ganges, steht das Schloß des Grafen von Poyos, 1674 erbaut, 1818 erneuert. Es enthält einen großen „Rittersaal,“ eine hübsche Kapelle, und bei demselben ist ein reizender Park. Der früher bestandene Garten wurde in freierem englischen Geschmacke umgestaltet, über ein paar Waldhügel ausgedehnt, und enthält viele herliche Punkte. Man durchwandert ihn ganz, wenn man längs der Piesting bis gegen den Paß hinabgeht, die höheren Punkte „Heinrichshöhe und Marienstein,“ dann im Rückwege besucht, wo man eine schöne Aussicht über das Deller- und Guttensteinthal genießt. Am Eingange des Dellerthales liegt der Schwanenteich, und in der Nähe liegt die Schießstätte.

### Die Ruine.\*)

Die Feste Guttenstein (Zutta's Stein) thront auf einem felsigen schmalen Vorgebirge, welches in das Guttensteiner Thal hereinragt, steil auf dasselbe abfällt, auf

\*) Der eigentliche Gegenstand unserer lithographischen Abbildung, welche hier von der Rückseite aufgenommen wurde.



der andern Seite aber mit schroffen Felsen in die Steinapiestling sich abstürzt. Der alte Fahrweg führt außerhalb des Marktes hinaus, der nächste, aber sehr beschwerliche Pfad bei der Kirche, durch einen schmalen Gang zwischen zwei Häusern; der bequemste, neuerlich angelegte Weg aber aus der Steinapiestling. Zu diesem berühmten romantischen Engpasse kommt man auf der Straße nach Rohr, zu Anfange des Marktes rechts. Die Piestling (hier auch Rohrwasser genannt) stürzt aus einer engen Schlucht hervor, mehrere ansehnliche Hammerwerke treibend. Hier sieht man mit Staunen den kühnen Bau der Feste auf überragendem Felsen. Immer enger und wilder wird die Schlucht, bis thurmhohe Felsen dieselbe so schließen, daß nur der Wildbach sich eine Bahn hindurch brach. Hier sind nun Balken in den Felsen gefeilt, und eine Brücke, 312 Fuß lang, ist der Länge nach über die Piestling erbaut, die man unter seinen Füßen toben hört. Durch diesen Engpaß gedrungen, steht man einen kleinen Thalkessel mit einer Sägemühle vor sich. Von dieser Mühle aus hat man einen sehr malerischen Anblick zurück auf die Schlucht und die Ruine in deren Hintergrunde (die Mühle steht man auf unserm Bilde links, die Schlucht rechts). — Bei dem Hammerwerke in der Steinapiestling führt dann der Pfad in vielen bequemen Windungen zur Ruine, welche überhaupt in neuerer Zeit zugänglicher gemacht wurde, aber auch immer mehr verfällt. Mit kluger Benützung jedes Plätzchens ist die Burg auf dem schmalen Felsrücken hingebaut, in ihrer jetzigen Gestalt neueren, aber unbekanntem Ursprungs. Sie hatte zwei Stockwerke, in denen man noch einige Gemächer findet. Die Kirche steht auf dem höchsten Punkte, ist aus Tuffstein erbaut, und war noch 1805 unter Dach; der Thurm ist am besten erhalten.

Das Geschlecht der Guttensteiner starb schon um 1220 mit Nicker aus, und die Burg kam an die Landesfürsten. Zwei Epochen machen sie merkwürdig vor andern: Friedrich der Schöne verlebte hier den Rest seiner Tage und starb hier; die Mauerbacher Karthäuser, von ihm gestiftet, holten seine Leiche hier ab, und trugen sie nach Mauerbach zur Ruhe. Seine Gemahlin Elisabeth wählte Guttenstein zu ihrem Witwenfl. Hier endlich hielt Ladislaus Posthumus 1456 den Mathias Corvinus gefangen. Die Burg ward häufig verpfändet, endlich 1595 durch Rudolph II. an L. Gomez Freiherrn von Hoyos verkauft, und ist noch im Besitze dieser Familie, unter welcher Guttenstein, 1628, den Titel einer Grafschaft erhielt.

## B. Gallerie berühmter Männer.

### a) Staatsmänner.

Johann Freiherr von Mehburg.

Am 4. Juni 1839 verlor Oesterreich an Johann Freiherrn von Mehburg, Vicepräsidenten des k. k. Reichnugs-Direktoriums, Inhaber des S. C. E. K., Herrn

und Landstand in Tyrol und Ehrenmitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien und der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Krain, einen seiner thätigsten und verdienstvollsten Staatsbeamten. Allen, welche des Abgeschiedenen seltene Geistesstärke, seine Liebe für alles Gute, Wahre und Schöne, und sein tiefes Gemüth näher kennen gelernt haben, wird das Andenken an ihn unvergänglich bleiben.

Den 7. November 1780 zu Dresden in Sachsen geboren, verlebte er im Hause seines Vaters, der in diplomatischen Sendungen (in Dresden als Minister-Resident) verwendet wurde, seine ersten Lebensjahre, theils in seinem Geburtsorte, theils bei Verwandten in Bukarest, Jassy, Czernowih und Wien. Frühzeitig hatte ihm der Tod beide Aeltern entrisen. Kaum 9 Jahre alt geworden, kam er unter die fromme und weise Leitung seines Oheims und Vormundes, des gelehrten Mathematikers Georg Freiherrn von Mehburg, eines der verständigsten und edelsten Menschen, der auf die Entwicklung der jugendlichen Geisteskräfte seines Neffens den wohlthätigsten Einfluß nahm. Aber auch dieser zweite Vater ging dem aufblühenden Jünglinge bald zu Grabe, den Zurückgebliebenen nahm die k. k. Theresianische Ritter-Akademie als Zögling auf. In dieser, der großartigen Erziehung der adeligen Jugend des Kaiserstaates gewidmeten Anstalt, vollendete er mit ausgezeichnetem Erfolge die juridischen Studien. Ausgestattet mit den vorzüglichsten Anlagen, begünstigten hier alle Verhältnisse seine wissenschaftliche Ausbildung. Sein offenes Gemüth, sein zuvorkommendes Benehmen und seine Hingebung für alles Gute erwarben ihm schon hier manchen treuen Freund für die ganze Dauer seines Lebens. So entwickelte und steigerte sich mit ihm jene Begeisterung für Wahrheit und Recht, jene Kraft und Offenheit, welche sich dann stets als ein hervorstechender Zug seines Charakters und unter allen Wechselfällen seines Lebens in gleicher Stärke bewährte.

Nach Vollendung seiner Studien trat Baron Mehburg im zwanzigsten Lebensjahre bei dem Kreisamte in Krems die politische Laufbahn an, wurde im Jahre 1802 Staatsrathsoffizial, im Jahre 1804 Gubernial-Sekretär in Lemberg und zwei Jahre darnach Vice-Kreishauptmann in Krakau. Vor seiner Abreise nach dem letzten Bestimmungsorte vermählte er sich, 27 Jahre alt, mit der Lebensgefährtin seiner Herzenswahl, der er durch sein ganzes Leben als der zärtlichste treueste Freund zur Seite stand.

Sein Wirken in Krakau war jedoch von kurzer Dauer, denn schon im Jahre 1808 berief die Gnade des Monarchen den in Geschäften erprobten Arbeiter zum wirklichen Gubernialrath nach Lemberg, und später als Kreishauptmann nach Zolkiew, wo ihm die in den damaligen Kriegsereignissen eben so viele Einsicht als Energie erfordernde Leitung dieses Kreises anvertraut war. Im Jahre 1813 begleitete er als österr. Landeskommissär die kaiserl. große



Armee unter dem Fürsten Schwarzenberg, und die entsprechende Lösung dieser Aufgabe wurde ihm durch die Verleihung des s. k. belohnt. Im Jahre 1815 wurde er zum Beisitzer der für die italienischen Provinzen errichteten Central-Organisations-Hofkommission in Wien, und noch im selben Jahre zum Hofrath ernannt. Nach vollendeter Organisation des lomb. venet. Königreiches, und nach Auflösung der Organisations-Hofkommission erhielt Freiherr von Mehburg die Bestimmung zur vereinigten Hofkanzlei. In diesem Berufe hatte er Gelegenheit, seine edlen Bestrebungen für Fürst und Vaterland zu betheiligen. Er zeichnete sich in dieser vierzehnjährigen Dienstleistung so vortheilhaft aus, daß die Gnade des Monarchen ihn im Jahre 1828 auf den Platz des Vice-Präsidenten des k. k. General-Rechnungs-Direktoriums berief, wo sich ihm eine neue Bahn eröffnete. Bald nachdem er diese ehrenvolle Bestimmung erhielt, befohlen Se. Majestät der höchstselige Kaiser Franz I. die Organisation der statistischen Nachweisungen des österr. Kaiserstaates, deren Zustandbringung und fortgesetzte Bearbeitung dem General-Rechnungs-Direktorium, und dort als besondere Aufgabe dem Vice-Präsidenten Baron Mehburg übertragen wurde. Diesem allerhöchsten Auftrage nach Wichtigkeit der Sache zu entsprechen, war ein preiswürdiges, zugleich aber mit manchen Schwierigkeiten verbundenes Unternehmen. Es mußte eine große Masse der verschiedenartigsten Daten zweckmäßig gesammelt, und zu einem entsprechenden Systeme, welches Leichtigkeit der Uebersicht und Vollständigkeit der Nachweisungen gewähren sollte, verbunden werden. Freiherr von Mehburg widmete sich dem Geschäfte mit rastlosem Eifer und der ausscharenden Genauigkeit, die ihm eigen war. Unter seiner unmittelbaren Einwirkung erhielten diese statistischen Arbeiten ihre Entstehung und fortschreitende Ausbildung. Die bisherigen Leistungen dießfalls, werden immer die sprechendsten Beweise und Denkmale des Fleißes und der ausgebreiteten, vielseitigen und gründlichen Kenntnisse des Abgeschiedenen bleiben. Um die amtlichen Erhebungen, welche daselbst von Jahr zu Jahr zu einem geordneten Ganzen vereinigt und in ihren gegenseitigen Beziehungen ersichtlich gemacht wurden, in ihren Resultaten näher zu beleuchten, hat derselbe nicht nur reichhaltige Bemerkungen und Schilderungen hinzugesetzt, sondern auch im Jahre 1830 ein eigenes Handbuch über die österreichische Statistik verfaßt.

Noch eine weitere Anerkennung seiner Brauchbarkeit für höhere Staatsdienste, und ein neues Feld für seine Thätigkeit war ihm dadurch zu Theil geworden, daß ihn Seine jetzt regierende Majestät Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1836 zum Präsidenten der neu gebildeten Armee-Rechnungs-Hofkommission zu ernennen geruhten.

So mehreren anziehenden, seiner Neigung zusagenden Beschäftigungen mit ganzer Seele ergeben, lebte Freiherr von Mehburg in ruhiger Stimmung, stets un-

verdroffenen Fleißes und unerschütterlicher Redlichkeit ein gemeinnütziges Leben für den Staat, ein hingebendes für seine gewählten Freunde, ein beispielvolles für seine Familie, man kann hinzusehen ein glückliches. Allein gegen Ende des Jahres 1838 kehrte tiefe Trauer in sein Haus ein. Ein früher Tod ereilte eine seiner geliebten Töchter, welche ein seltener Verein von Geist, Herzengüte und Anmuth zur Zierde ihres Geschlechtes erhob. In ihm selbst entstand der Keim seiner Krankheit, welcher durch mannigfache Leiden, welche seine Lieben trafen, genährt, sich immer mehr und mehr entwickelte, und mit einem schnellen aber sanften Tode seinem nützlichen, thätigen und edlen Erdenleben ein Ziel setzte.

Freiherr von Mehburg wurde 58 Jahre alt. In seinem Dienste bewährte er sich als ein treuer, seinem Monarchen eifrig ergebener Unterthan, den Seinigen war er ein zärtlicher, sorgsamer Gatte und Vater. Mit Feuereifer faßte sein lebhafter Geist großartige Ideen auf, und oft hat seine reiche Phantasie ihm eine Welt geschaffen, die schönere Farben als die Wirklichkeit trug. In dieser wohlwollenden Weltanschauung, die so gerne das Streben der Menschen verschönert, lag für den Jüngling wie für den Mann ein reicher Gewinn, selbst dort, wo die belehrende Zeit manche Erwartung seiner Seele in der Folge nur als eine Täuschung nachwies. Auch bewährte er stets in allen Verhältnissen und Kämpfen des Lebens jene innere Ruhe, jene Uebereinstimmung mit sich selbst, jenes feste Vertrauen auf die Vorsehung, welche den Mann von gründlicher Bildung, wohlwollendem, tiefem Gemüthe und reinem Herzen bezeichnen.

## b) Finanzmänner.

### Baron Eskes.

Auf seinem Landsitze zu Hiebing bei Wien starb am 7. August 1839 Bernhard Freiherr v. Eskes, gewesener Gouverneur-Stellvertreter der priv. österr. Nationalbank und Beisitzer der Staatsschuldentilgungs-Kommission, im 87. Jahre seines Alters nach kurzer Krankheit. Seine Erziehung und Ausbildung zum Bankier und Finanzmanne gehört einem fremden Lande und einer fernen Zeit. Geboren zu Wien, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters, im Jahre 1753, kam er als älternlose Waise beim Beginn der zweiten Hälfte des verflohenen Jahrhunderts, um die Blüthezeit des holländischen Welthandels, nach Amsterdam, und erlernte dort jene wahren und gediegenen Prinzipien der Commerc- Wissenschaft, die er dann später in seinem Vaterlande auf das glänzendste und fruchtbringendste bewährte, die ihn aber auch oft zur heftigsten Opposition zwang gegen die moderne Verflachung, den Actienschwindel und die Trugschlüsse, die sich namentlich in dem letzten Jahrzehent der Welt bemächtigten. Nachdem er



1769 als siebzehnjähriger Jüngling die Geschäftsführung eines bedeutenden Handelshauses in Amsterdam versehen, gründete er im zwanzigsten Jahre seines Lebens vorerst ein Handlungshaus für eigene Rechnung in Wien, und ward bald darauf Chef und vorzüglichster Leiter des in der Handelswelt durch seine Solidität und vielfache Geschäftsverbindungen so hochberühmten Hauses Arnstein und Eskeles, dem er durch 40 volle Jahre auf das würdigste vorstand. Der Freiherr von Eskeles bietet in dieser Hinsicht dem denkenden Geschäftsfreunde das höchst beherzigenswerthe Beispiel: wie ein Mann, der im Vergleiche mit dem so ansehnlichen Vermögen, das er hinterließ, nur ein sehr geringes Stammkapital ererbte, dennoch nie dem Glück oder Zufall etwas verdankte, sondern nur durch die Klarheit seines Verstandes, die Klugheit seiner Berechnungen und durch die mit logischer Schärfe ausgemittelten Geschäfts-Chancen zu solch ausgebreitetem Besizthum gelangen konnte! Schon der verewigte Kaiser Joseph II. würdigte bei den meisten seiner Finanzunternehmungen die trefflichen und erprobten Ansichten des damals schon berühmten Finanzmannes Bernhard Eskeles. Es war aber besonders in der verhängnißvollen Zeit des französischen Krieges und in der hierdurch allgemeinen Finanznoth, als der in Gott ruhende Kaiser Franz I. auf die Geschäftskenntnisse des Verbliebenen besonders aufmerksam wurde, ihn mit dem allerhöchsten Vertrauen beehrte und im Laufe von wenigen Jahren zu fünf höchst wichtigen Finanzkommissionen nach dem Auslande bestimmte, die er dann auch mit unermüdetem Eifer, mit Aufopferung eines Theiles seines Privatvermögens und mit Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, die er namentlich in Frankreich zu bekämpfen hatte, so schnell und doch so umsichtig, treu und verständig vollzog, daß viele Millionen dadurch dem kais. österr. Aerar gerettet wurden. Der verklärte Kaiser Franz I. erhob ihn dafür aus Höchsteigenem Antriebe allmählig in den Adels- und Ritterstand, und ernannte ihn endlich zum Freiherrn. *Patriae suisque!* war die bedeutungsvolle Devise, die der Dahingegangene sich wählte, und er hat sie bewährt, wie es nur Wenigen gegönnt ist, und auf eine Weise, die seines hohen Geistes würdig war. Als die Segnungen des Friedens wiederkehrten und im Jahre 1816 die priv. österr. Nationalbank ins Leben trat, war es wieder der Freiherr von Eskeles, der zu ihrer Gründung, zur Entwurfung ihrer Statuten am kräftigsten mitwirkte; und dieß Institut, dessen wichtigen Einfluß auf den Flor des vaterländischen Finanzwesens er gar bald klar erkannte, war es ganz besonders, dem er die besten Kräfte seines Lebens und all' die zahlreichen, vielfach geläuterten Erfahrungen seines Greisenalters mit unablässiger Beharrlichkeit und Liebe widmete. Dreiundzwanzig volle Jahre waltete er bei der Nationalbank, anfangs als Direktor, später als Gouverneur-Stellvertreter. Als er endlich

durch die drückende Last seines hohen Alters und der mit derselben heranstürmenden körperlichen Leiden wenige Monate vor seinem Ableben zur freiwilligen Niederlegung seiner Amtswürde bei der Bank sich bestimmte, da erhielt er seine Entlassung mit dem allerhöchsten ausdrücklichen Wunsche, er möge fortfahren, noch fürder mit seinem Rathe die Wirkungssphäre des Bankinstitutes zu unterstützen, und also that er auch. Ja es muß mit inniger Nührung erfüllen, wie der 87jährige Greis auf seinem Sterbebette, zwei Tage vor seinem Tode, als nur noch der Geist in ihm lebte und der Körper schon fast ganz gelähmt war, noch mehrere treffliche, auf die wichtigsten Zweige des Bankwesens sich beziehende Bemerkungen einer der allerersten Staatspersonen brieflich mittheilte. Dieses rastlose Streben zum Heil des Vaterlandes ward aber auch von Sr. jetzt regierenden Majestät, die jedes Verdienst zu würdigen weiß, mit wahrhaft kaiserlicher Huld belohnt. Denn als der lebensmüde Greis bei Niederlegung seiner Amtswürde, nachdem er durch zahlreiche fromme Stiftungen, unter welchen Eine besonders hervorrangt, die er zu 50,000 Gulden C. M. für 10 Stipendien an arme, den höhern Facultätswissenschaften sich widmende Studierende und zur jährlichen Ausstattung einer Braut bestimmt hatte — für sich nichts mehr zu wünschen fand, alle ihm sonst angebotenen Auszeichnungen standhaft ablehnte, und nur noch für das Wohl seiner Nachkommen bedacht war, da erbat er sich die gnädige Gewährung zur Errichtung eines Real-Fideicommisses, damit seine Descendenz bis in die spätesten Zeiten gegen Wechselfälle des Schicksals gesichert sei, und erhielt diese eben so große als seltene Begünstigung, begleitet von der allerhöchsten Anerkennung seiner Verdienste um Staat und Vaterland.

Wenden wir uns nun von seinem öffentlichen Leben in seinen häuslichen Kreis, so finden wir in ihm einen gutherzigen, geistvollen, biedern und höchst wohlthätigen Mann, der sich freute und bestrebte, Jedermann mit allen seinen Kräften hilfreich beizustehen. Er stand in dem Ruf einer der verständigsten Männer Wiens, darum ward er von gar Vielen in den mannigfachsten Verhältnissen des Lebens um Rath gefragt, und sein Rath war stets unumwunden ausgesprochen, wahr und beglückend in seinen Folgen. Er war ferner ein über alles Maß zärtlich-liebender Vater, ein treuer Freund und mit all' diesen Eigenschaften zugleich ein Weltbürger in des Wortes edelster Bedeutung. Wohl schien er dem, der ihn nicht näher kannte, im ersten Augenblick etwas zurückhaltend und verschlossen, eine Eigenschaft, die dem viel beschäftigten Finanzmann, der öfters in ein Labyrinth von Ziffern vertieft war, um so eher nachgesehen werden kann, als sich im näheren Umgange mit ihm sein heiteres, alle guten Menschen mit gleicher inniger Liebe umfassendes, wahrhaft religiöses Gemüth gar bald offenbarte. Der Freiherr von Eskeles starb so wie er lebte,



im unerschütterlichen Glauben und Vertrauen auf seinen Gott. Noch eine halbe Stunde vor seinem irdischen Lebensende diktierte er und unterschrieb die Verordnungen für sein Begräbniß, vermehrte noch einige seiner angewiesenen Pensionen, und das klare Bewußtseyn des Geistes verließ ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Er ward von Allen die ihn kannten aufrichtig betrauert und beweint, und diese können nur in dem einen Gedanken Trost finden, daß der Wohlthätigkeitssinn und all' die Tugenden des verewigten Vaters in seinen hinterlassenen zwei Kindern: dem Hrn. Baron Denis von Eskeles, jetzigen Chef des Hauses Arnstein und Eskeles, königl. dänischen Generalconsul und Ritter mehrerer Orden, und in der Frau Gräfinn Marianna von Wimpffen, gebornen Freiin von Eskeles, noch ferner fortleben werden.

### c. Gelehrte.

#### Joseph Freiherr von Jacquin.

Unter den großen Verlusten, welche Oesterreich seit einer langen Reihe von Jahren, ja seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften unter der unsterblichen Maria Theresia, mit gerechtem Schmerze betrauert, ist jene des hochgeachteten Joseph Freiherrn von Jacquin einer der beklagenswertheften, fühlbarsten, ja unersehblichsten. — Wir sagen unersehblichsten; nicht etwa als ob es in Oesterreich an Männern gebräche, welche die von ihm betriebenen Fächer, in denen er vorzugsweise hervorragte und sich Unsterblichkeit sicherte, nicht eben so würdig, ja vielleicht noch glänzender zu vertreten im Stande wären; sondern weil er so vieles gründliches Wissen aus den mannigfaltigsten Zweigen der Wissenschaft, und so viele Vorzüge des menschlichen Geistes, gepaart mit der seltensten Anspruchslosigkeit und edelsten Humanität, in sich vereinigte.

Von einer französischen Familie, welche auf Martinique angeseßelt war, stammend, wurde Joseph Franz Jacquin am 1. Februar 1766 zu Schemnitz in Ungarn geboren, wo sein großer Vater, Nikolaus Jacquin, der nach seiner Rückkehr aus Westindien 1759 eine Tochter seines ältesten Freundes und Gönners, des k. k. Regierungsekretärs Johann Heinrich Schreibers zu Wien, geheiratet hatte, seit 1763 als Berggrath das Lehramt der Chemie und Metallurgie, so wie der Berg- und Hüttenkunde, an der dortigen Bergschule vertrat.

Als 1768 durch die freiwillige Entfagung Laugler's die Kanzeln der Chemie und Botanik an der Wiener Hochschule erledigt, und Nikolaus Jacquin an dessen Stelle berufen wurde, kam Joseph Jacquin noch im Spätherbste desselben Jahres mit seinen Aeltern nach Wien.

Mit einem seltenen, vom Vater ererbten Talente beschenkt, das sich schon im zweiten Lebensalter auf eine glänzende Weise aussprach, und zu den schönsten Hoff-

nungen berechtigte, erhielt er unter Aufsicht eines vielseitig gebildeten Erziehers, des damaligen Professors Nikolaus Molitor zu Mainz, den ersten Unterricht im Hause seines unsterblichen Vaters, unter dessen unmittelbarer Leitung er erzogen und herangebildet wurde.

Schon als Knabe begleitete er seinen Vater auf allen Excursionen in den mit Flora's Lieblingen so reichlich ausgestatteten Umgebungen der Hauptstadt, in dem weit ausgebreiteten Gebiete von den Ebenen Ungarns bis an die norrischen Alpen, deren Kuppen er mit ihm erklimmte.

Hier war es, wo er schon als eifsjähriger Knabe eine Entdeckung machte, welche die Naturgeschichte, wie die Physiologie, mit einer Thatfache bereicherte, welche bisher noch nicht geahnet war, und die ihm Gelegenheit bot, schon in so zartem Alter selbst als Schriftsteller auftreten zu können. Diese Entdeckung, mit welcher er gegen die, selbst bis in die neueste Zeit herrschend gewesene Meinung, zuerst bewies, daß die Fortpflanzung nicht bei allen Eidechsen mittelst Eiern vor sich gehe, veröffentlichte er in einer kleinen Abhandlung „de Lacerta vivipara,“ welche im ersten Bande der „Nova Acta Helvetica“ 1778 im Drucke erschien.

Im botanischen Garten der Wiener Hochschule erzogen, der seit seinem zweiten Lebensjahre zu seinem Wohnorte geworden, konnte die Richtung, welche seine Studien genommen, keine andere seyn, als die der Naturwissenschaften; denn sie war durch den steten Umgang mit den Kindern Flora's, welche ihn seit seiner frühesten Jugend umgaben, bedingt, und durch seinen Vater eifrigst gepflegt.

Nebst der Naturwissenschaft waren es aber auch verschiedene Sprachen, die seine jugendliche Thätigkeit in Anspruch nahmen und zu deren Erlernung ihm ein auch in dieser Beziehung glänzendes Talent zu Statten kam.

So war Joseph Jacquin zum Naturforscher nicht nur allein geboren, sondern auch erzogen.

Fern von aller Form, welche nur den Geist in Fesseln zwängt, seine freie Ausbildung gewaltsam hemmt, und wie uns eine bereits fünfzigjährige Erfahrung gelehrt, nur selten gute Früchte bringt, pflegte Jacquin seine Studien, gleich so vielen Männern des vorigen Jahrhunderts, welche wir als groß bewundern, nach eigener Wahl und Neigung nach den Prinzipien jener großen Schule, welche der unsterbliche Gerard van Swieten in Oesterreich gegründet.

Nachdem er in die Geheimnisse der Natur eingeweiht und mit Sprachkenntnissen ausgerüstet, sich mit der klassischen Literatur des Alterthums vertraut gemacht hatte, betrat er die medizinische Laufbahn durch den Besuch der Vortrüge seines Vaters, denen er schon seit Jahren hier beigewohnt, eines Barth, Stoll, Collin, Leber, Well und Fellner.

Seit 1774, als Maria Theresia Nikolaus Jacquin



wegen seiner großen Verdienste um Wissenschaft und Staat, in den erblich adelstand erhoben hatte, beschäftigte sich Joseph von Jacquin fortwährend mit wissenschaftlichen Arbeiten.

Durch seine 1782 aus dem Holländischen gelieferte Uebersetzung von Comper's Abhandlung „über den besten Schuh,“ welche zu Wien erschien, sprach sich schon damals sein rühmliches Streben zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse aus, welches sich in späterer Zeit auf eine so glänzende Weise erprobte, und von ihm bis an seine letzten Lebenstage mit gleichem Eifer gepflegt wurde.

Schon als sechzehnjähriger Jüngling veröffentlichte er seine gemachten Beobachtungen in „Romer's botanischer Zeitschrift,“ und später, 1784, in einer Quartausgabe zu Wien auch seine „Beiträge zur Geschichte der Vögel;“ eine Arbeit, welche viele wichtige Bekanntmachungen für die beschreibende Zoologie für jene Zeit enthielt, und welche die Wissenschaft noch immer mit dankbarer Erinnerung nennt.

Auf Kosten des Kaisers trat Joseph Edler von Jacquin nach beendigten Studien, schon in seinem 22. Lebensjahre, 1788, eine wissenschaftliche Reise zur Ausbildung seiner bereits erworbenen reichlichen, vielseitigen Kenntnisse an. Er durchreiste Deutschland, Holland und England, und verweilte längere Zeit zu London, wo er im Hause des berühmten Sir Joseph Banks, das ihn während seines ganzen Aufenthaltes in London beherbergte, nicht nur durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Notabilitäten der großen Weltstadt, unter welchen wir nebst Banks, nur Johann Eberhard Smith, Herschel und Dryander nennen, seine Kenntnisse in den mannigfaltigen Zweigen des menschlichen Wissens ausbildete, und dadurch nicht nur den Keim zu jener gründlichen Vielseitigkeit legte, welche wir an ihm bewunderten, sondern auch jene lebendige Geselligkeit sich eigen machte, welche im Vereine mit ungezierter Freundlichkeit, anspruchsloser Einfachheit und der liberalsten Humanität ihm die allgemeine, ungetheilteste Achtung und Liebe gewinnen mußte.

Von England begab er sich nach Frankreich, um in Paris, dem Eldorado der Wissenschaften, sein reiches Wissen vollends auszubilden, und durch einen vertrauten Umgang mit Männern, wie Jussieu, Desfontaine, Labillardiere, Lavoison und Bauquelin die höchste Weihe zu empfangen. Die bürgerlichen Unruhen, welche Frankreich aber schon damals bedrohten, bestimmten ihn, sein Vorhaben, gleich seinem Vater, Westindiens Tropenländer zu besuchen, aufzugeben, und sich nach Italien zu wenden.

Auch hier knüpfte er vielfache Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten an, und lehrte nach dreijähriger Abwesenheit von seinem Vaterlande, 1791 wieder nach Oesterreich zurück, wo er noch im selben Jahre durch Leopold II. zum supplirenden Professor der Botanik und Chemie an der Wiener Hochschule ernannt wurde.

Franz II. bestimmte ihn hierauf 1793 zum Adjunkten

seines Vaters, der bereits schon durch 30 Jahre dem Staate als Professor seine Dienste geleistet hatte; und in demselben Jahre gab Joseph Edler von Jacquin auch sein Lehrbuch der allgemeinen und medizinischen Chemie in einer doppelten Ausgabe, in deutscher und lateinischer Sprache, zu Wien in zwei Oktavbänden heraus, das, dem neuesten Stande der Wissenschaften angemessen, seine Zuhörer mit den neuesten Entdeckungen im Gebiete dieser so sehr ins Leben eingreifenden Wissenschaft bekannt gemacht hatte.

Offenbar legte er hierdurch in Oesterreich den Grund zum wissenschaftlichen Betriebe jenes so wichtigen Zweiges der Naturkunde, so wie er durch reguläre, leicht faßliche Behandlung des Gegenstandes, die Darstellung der Anwendung desselben in Künsten und Gewerben, und insbesondere durch die Hervorhebung des praktischen Nutzens, auch als Urheber der allgemeinen Verbreitung dieser Wissenschaft in der größeren Masse des Volkes unsers Vaterlandes betrachtet werden muß.

Die gemeinschaftlich mit seinem Vater bearbeitete österreichische Provinzial-Pharmakopöe, welche gleichfalls 1793 zu Wien in Oktav erschien, bewirkte eine wesentliche Reform in den bisher üblich gewesenen Arzneimitteln, wie ihrer Bereitungsweise. Die vielfältigen Auflagen, welche dieses Buch erlebt, und die fortwährend in demselben vorgenommenen, durch die Bedürfnisse der Zeit und der Wissenschaft bedingenen Veränderungen, zeigen deutlich, welchen Einfluß Joseph von Jacquin auf die Verbesserung des Apothekerwesens in den österreichischen Staaten genommen.

1797, als sein Vater vom öffentlichen Lehramte zurücktrat, erhielt Joseph von Jacquin die vereinigten Lehrkanzeln der Botanik und Chemie als ordentlicher Professor an der Wiener Universität, und wurde hierauf 1802 von der medizinischen Facultät derselben, welcher er nun angehörte, zum Doktor der Arzneikunde promovirt.

Von jener Zeit an war sein Haus der Vereinigungspunkt aller Freunde der Wissenschaften und der Künste; und eben so dem Einheimischen wie dem Fremden, ohne Unterschied des Standes und Alters, erschlossen. Keine Entdeckung, keine Erfindung, wenn sie nur von einiger Wichtigkeit war, wurde in irgend einem Zweige der Wissenschaft und der Künste, welchem Lande sie auch angehören mochte, gemacht, die nicht in Jacquin's Hause wissenschaftlich und populär erörtert worden wäre. Auf diese Weise entfaltete Jacquin sein Wirken als Lehrer auch fruchtbringend im gesellschaftlichen Kreise.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit, welche vorzüglich auf das praktische Leben gerichtet war, fing bald an, gefühlt zu werden. Jedem Unternehmen, das mit der Wissenschaft auch nur in einigem Verande war, schloß er sich thatkräftig an, und welchen Einfluß sein Wirken auf Naturwissenschaft, Oekonomie und Gewerbe in Oesterreich geübt, geht aus einer unbefangenen Betrach-



tung des gegenwärtigen Standes und einem Rückblick auf die Vergangenheit hervor.

Solche Verdienste konnten von dem Monarchen nicht unbekannt gelassen werden, und als ein Zeichen der Anerkennung ertheilte Franz I. 1806, nachdem er Nikolaus von Jacquin mit dem Ritterkreuze des königl. ungarischen St. Stephans-Orden geziert hatte, seiner Familie den österreichischen Freiherrnstand.

Als im Jahre 1807 Erzherzog Johann von Oesterreich die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien gestiftet, wurde Joseph Freiherr von Jacquin, der schon früher (1804) bloß behufs agronomischer Versuche eine kleine Landwirthschaft zu Schwachat angekauft hatte, zum Mitgliede dieses Ausschusses gewählt, und trug in dieser Eigenschaft wesentlich zum Gedeihen dieses für Oesterreichs Ackerbau und Gewerbsleiß so wohlthätig gewordenen Vereines bei.

Von seinem Lehrbuche der allgemeinen und medizinischen Chemie, welches seit seinem ursprünglichen Erscheinen (1793) schon drei Auflagen erlebt hatte, erschien 1810 die vierte und letzte von ihm selbst besorgte Ausgabe ebenfalls in zwei Oktavbänden zu Wien, wovon jedoch der Schluß des zweiten Bandes, nach langer Unterbrechung, erst im Jahre 1822 durch seinen Freund und Schüler Benjamin Scholz beendet erfolgte. Die bedeutende Erweiterung, welche dieses Werk durch die Aufnahme der neuesten Entdeckungen erlitten, vorzüglich aber seine populäre Einrichtung, eigneten es zu jener Zeit mehr als irgend eines, zum öffentlichen Vortrage; daher es auch bald in fremden Staaten Eingang fand, und sowohl in's Englische als Holländische übertragen wurde.

1811 begann er mit der Ausgabe seiner „*Eclogiae Plantarum rariorum*,“ eines mit den herrlichsten Kupfern gezierten Prachtwerkes in Groß-Folio, das bis 1817 fortgesetzt wurde, und eben so übernahm er nach dem Tode seines Vaters (1817) die Fortsetzung von dessen 1806 schon begonnenen „*Stapellarum in horticis Vindobonensibus cultorum descriptiones*,“ eines nicht minder kostbaren Werkes, das er bis 1818 in gleichem Geiste fortführte. Um dieselbe Zeit unternahm er auch die Ausarbeitung eines neuen Prachtwerkes „*Eclogiae Graminum*,“ das aber leider weder vollendet noch ausgegeben wurde.

In Anerkennung seiner reichen und in das praktische Leben so wohlthätig eingreifenden Kenntnisse ernannte ihn Franz I. 1820 zum wirklichen niederösterreichischen Regierungsrathe.

Was Jacquin für den botanischen Garten der Wiener Universität, insbesondere seit 1819, als derselbe durch Einbeziehung benachbarter Grundstücke mehr als um das Doppelte vergrößert wurde, gethan, beweist auch nur ein oberflächlicher Hinblick auf jenen weit ausgedehnten und reich bepflanzten Gartenraum, der noch vor 20 Jahren wegen seines Schottergrundes nicht einmal zum Feldbau geeignet war. Die aus Jacquin's eigener Feder ge-

stossene geschichtliche Darstellung dieses Gartens, welche 1825 unter der Aufschrift „*der Universitätsgarten in Wien*“ aus den medizinischen Jahrbüchern besonders abgedruckt wurde, leider aber unvollendet blieb, gibt hierüber die deutlichsten, unverkennbarsten Aufschlüsse.

Seit jener Zeit hatte Jacquin seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Verbesserung optischer Instrumente und insbesondere des Mikroskopes zugewendet, und welches Resultat aus seinen Bemühungen mit Hilfe eines Simon Plösel hervorging, bedarf keiner weiteren Erörterung; denn sie wurden mit einem Erfolge gekrönt, der nicht geahnt war, und der den Naturwissenschaften ein weites Feld zu neuen Beobachtungen eröffnete. Vom Auslande, das ihn schon durch vierzig Jahre als Professor kannte, seit lange her als der Stamm der österreichischen Naturforscher betrachtet, ward ihm 1830 die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, vom Verein deutscher Naturforscher und Aerzte, in dessen Versammlung zu Hamburg, für seine zehnte Zusammenkunft zu Wien im Jahre 1831 zum Präsidenten gewählt zu werden. Mit welcher liebevoller Würde Jacquin diesem Amte vorstand, weiß jeder, der so glücklich war, an jenem schönen Vereine Theil nehmen zu können.

Wie sich Jacquin's Thätigkeit immer mehr auf das praktische Leben wandte, und durch Gemeinnützigkeit zu wirken strebte — was auch die meisten seiner kleinen Arbeiten, welche in den medizinischen Jahrbüchern, in Baumgartner's Zeitschrift für Physik, in den Verhandlungen der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien und vielen anderen Journalen zerstreut stehen, beweisen, — waren es zunächst die artesischen Brunnen, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Seine hierüber gemeinschaftlich mit Paul Precht herausgegebene Schrift: „*Die artesischen Brunnen in und um Wien*,“ welche 1834 in Oktav zu Wien erschien, beurkundet seine rege Theilnahme an jener wichtigen Erfindung, und seinen Einfluß auf ihre Verbreitung in unserm Vaterlande.

Als 1834 durch den Tod des kais. Leibarztes und hochgeachteten Botanikers, Nikolaus Host, der von Franz I. gestiftete Garten für die österr. Flora im Belvedere verwaiset wurde, war es Jacquin, dem der Kaiser die Aufsicht über seine Schöpfung übertrug, und 1837 wurde er von der ins Leben getretenen k. k. Gartenbau-gesellschaft zu ihrem ihrer Vice-Präsidenten und später auch zum ersten Ehrenmitglied gewählt.

Jacquin's Verdienste wurden aber auch außerhalb des Vaterlandes geehrt und belohnt. Die Akademien zu Paris, München und Turin, und viele Gelehrtenvereine in Deutschland, Frankreich, England, Holland, Rußland und Italien sprachen diese Anerkennung durch seine Aufnahme in die Reihe ihrer Mitglieder aus, so wie der König Friedrich VI. von Dänemark schon 1815 seine Verdienste um die Wissenschaft durch Ueberendung des Ritterkreuzes des Dannebrog-Ordens zu belohnen suchte,



und Kaiser Nikolaus I. von Rußland 1836 durch Verleihung des Vladimir-Ordens vierter Klasse.

Auf sein eigenes Ansuchen enthob ihn Kaiser Ferdinand 1838 nach 47jähriger Dienstzeit des Lehramtes der Chemie, und zierte den edlen Greis, zum Zeichen seiner Gnade, gleichzeitig mit dem Ritterkreuze des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens, womit auch schon sein Vater durch den früheren Monarchen geschmückt worden war.

Mit gleicher Regsamkeit versah Jacquin aber bis an sein Ende die Professur der Botanik, welche er sich ungeachtet seines schon vorgerückten Alters vorbehalten hatte, besorgte noch eine neue Ausgabe von seines Vaters „Anleitung zur Pflanzenkenntniß,“ die noch die Presse nicht verlassen, und unterhielt auch bis an die letzten Tage seines Lebens den gesellschaftlichen Zirkel, den er gegründet.

Seine bis in das 72. Lebensjahr stets ungetrübte Gesundheit begann nun zu wanken. Es hatte sich ein Nierenleiden ausgebildet, das ihn zu Anfang des Jahres 1838 durch längere Zeit auf das Krankenlager niederstreckte. Seine geregelte Lebensweise, und eine günstige Beschaffenheit des Körpers machten ihn aber doch noch im Sommer jenes Jahres wieder so genesen, daß gegründete Hoffnung vorhanden war, ihn noch durch mehrere Jahre der Wissenschaft, dem Staate und seinen Freunden zu erhalten.

Wiewohl seine körperlichen Kräfte sichtbar zu sinken begannen, so blieb doch seine Geistesfähigkeit bis an sein Ende in gleicher Frische und Kraft. Mit Anfang Dezembers trat sein Körperleiden wieder bedenklich hervor; und nach einem kurzen Krankenlager von wenigen Tagen, machte eine plötzliche Lähmung der Nieren und des Rückenmarkes, bevor noch sein 74. Lebensjahr voll geworden, am 9. Dezember um 5 Uhr Abends, zur allgemeinen Trauer und Bestürzung, seinem thatkräftigen wirksamen Leben ein Ende.

Jacquin hinterließ eine Gattin, geborne Frein von Natoy, und eine einzige Tochter, welche seinem Vetter, dem k. k. Hofrath und Naturalienkabinetts-Direktor, Carl Ritter von Schreibers, vermählt ist.

Was die Wissenschaft, was der Staat, was seine Freunde an Jacquin verloren, kann nur gefühlt, nicht geschildert werden. Die Trauer um ihn war eine allgemeine, die vom Regenten durch alle Reihen der gebildeten Klassen bis zum letzten Gliede reichte. Sein Leidenbegängniß hat dieß bestätigt. Mit ihm verlor die Wiener Universität den letzten Sproßling der großen Swietenschen Schule, ihren schönsten Stern. Oesterreichs Naturforscher, welche sich alle dankbar seine Schüler nennen, betrauern in ihm den Verlust ihres letzten großen Lehrers.

Mit ihm ist der Stamm der Familie Jacquin zwar erloschen, ihr Name aber lebt durch ihn und seinen großen Vater fort, für ewige Zeiten.

Thomas Dolliner, Doctor der Rechte, k. k. Hofrath, emeritirter a. o. Professor des Kirchenrechtes an der Universität zu Wien, ordentlicher Beisitzer der Hofkommission in Justiz-Gesessachen, und auswärtiges Mitglied der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Er war geboren zu Dörfers, Pfarre Altsack, in Krain, am 11. Dezember 1760. Seinen ersten Unterricht erhielt er theils daselbst, theils zu Tarvis in Kärnten, und trat 1772 in das Gymnasium zu Laybach, wo er bis 1782 die Studien bis zum philosophischen Lehrkurs und zwei Jahrgänge der Theologie fortsetzte. 1782 begab er sich nach Wien, und beendigte daselbst 1786 den juridisch-politischen Lehrkurs. 1788 erhielt er in der k. k. Akademie der orientalischen Sprachen das Lehramt des natürlichen Privats, allgemeinen Staats- und Völkerrechtes, womit er zugleich die Stelle eines Supplenten bei dem damaligen Professor des Kirchenrechtes an der Universität, J. J. Pehem, versah. 1789 vertauschte Dolliner erstere Stelle mit der eines öffentlichen Repetitors der deutschen Reichsgeschichte, des Lehen- und deutschen Staatsrechtes an der k. k. Theresianisch-savoyischen Ritterakademie. 1796 wurde ihm die juristische Doktorwürde ertheilt. 1797, als die erwähnte Akademie in das Favoritengebäude mit eigenen Professoren übertragen wurde, erhielt er auch unverzüglich die Professur der Reichsgeschichte, des Lehen- und deutschen Staatsrechtes. Nachdem er auf die ihm 1801 verliehene Stelle eines Lehramtes des Kirchenrechtes an der Universität zu Prag, wegen Gesundheitsrückichten, freiwillig verzichtet hatte, erhielt er 1805 auf seine Bewerbung das Lehramt des Kirchenrechtes, und 1810 auch jenes des römischen Civilrechtes an der Universität zu Wien. 1811 leistete er bei der neuen Auflage des allgemeinen bürgerl. Gesetzbuches bei der genauen Korrektur, und durch manche über den Text desselben angebrachte Erinnerungen, thätige Mithülfe, wofür ihm die Zufriedenheit des Kaisers zu erkennen gegeben wurde. 1816 wurde er zum Beisitzer der Hofkommission in Justizsachen ernannt. 1824 erhielt er den Charakter eines k. k. wirklichen Regierungsrathes, wurde 1831 auf sein Ansuchen als Professor in den Ruhestand versetzt, und ihm zur Belohnung seiner Verdienste der Charakter eines wirklichen Hofrathes beigelegt. — Seine bisher gedruckten literarischen Arbeiten, historischen und juridischen Inhalts, erschienen theils als Inaugural-Dissertationen für Rechtskandidaten unter fremdem, theils ohne, theils unter seinem eigenen Namen. Die meisten derselben sind als quellengiltige Schätze zu betrachten, da er die ganze ihm erübrigt gebliebene Zeit seines mehrjährigen Dienstes in der Theresianischen und orientalischen Akademie in den Bibliotheken zubrachte, und sich besonders mit Durchsichtung der alten Manuskripte der Hofbibliothek beschäftigte,



wobei er eine große Menge unbekannter Materialien zur Aufstellung der deutschen Reichs- und Kirchen-, wie auch der österr. Staatsgeschichte sammelte. — Seit 1834 setzte Dolliner mit Kudler die Wagner'sche Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde fort, und starb, 79 Jahre alt, am 15. Februar 1839, in Wien an der Lungenlähmung.

#### d. Künstler.

##### Johann Friedrich Leybold.

Johann Friedrich Leybold, k. k. akademischer Rath, Professor der Kupferstecherkunst, k. k. Hofkupferstecher und Mitglied mehrerer auswärtiger Akademien, war am 18. Juni im Jahre 1755 in Stuttgart geboren. Der Sohn unbemittelter Aeltern, ward er schon im frühern Jünglingsalter in die dortige Karls-Hochschule aufgenommen und darin unentgeltlich erzogen. Hier fand er sich mit andern Jugendgenossen, als: Dannecker, Scheffauer, Zumsteeg und Hefsch zusammen; etwas später stiftete er im Institute Freundschaft mit Schiller, und das Verhältniß zu diesen nachmals so ausgezeichneten Männern begleitete ihn als wohlthuender und freundlicher Genius durch sein ganzes Leben. Er erhielt im Verlaufe dieser Zeit in mehreren Fächern eine bedeutende Anzahl Preise. Seine artistischen und wissenschaftlichen Studien bestimmten ihn ganz zum Maler. Sehr bald that er sich im korrekten Zeichnen nach dem Leben, und im plastischen Modelliren hervor. Unter der Leitung Guibards komponirte und malte er historische Bilder aus der heiligen Schrift, welche sich zwar nicht frei vom Gepräge jener Zeit und der Manier des Meisters hielten, jedoch bald Sinn und Ausdruck für Wahrheit verriethen.

Aber mit Einemmale wandte er sich zur Kupferstecherkunst, durch Beispiel, Fortschritte und freundschaftliches Zureden J. G. Müllers aufgemuntert, welcher zu seiner Ausbildung nach Paris geschickt worden, und nunmehr von dort zurückgekehrt war. Leybold bekannte sich als dessen Schüler. Nach wenigen Versuchen mit dem Grabstichel und der Radirnadel ward er neben Müller für dasselbe Fach zum Professor der Akademie ernannt. Demungeachtet verließ er die Malerei nie ganz, und wendete besonders viele Zeit auf Bildnisse in Miniatur, welche sich durch Aehnlichkeit, schöne Auffassung, Vollendung und Kraft auszeichneten, und ihm später das Diplom eines Sachsen-Coburgischen Hofmalers erwarben.

Nach Aufhebung der Karls-Hochschule 1794 konnte er als Familienvater nicht abwarten, bis eine auf bessere Zeitumstände hinausgeschobene Wiederankstellung sich realisiren würde, nahm deßhalb 1798 auf seiner Freunde Rath seinen Aufenthalt in Wien. Hier widmete er sich mit ungetheilter Ausstrengung großen Arbeiten der Kupferstecherkunst, und der Ruhm, den er sich dadurch er-

warb, bewirkte, daß er 1811 an die Stelle des verstorbenen Schmuze zum Professor und Rath an der k. k. Akademie der bildenden Künste einstimmig erwählt wurde.

Seine vorzüglichsten Werke sind: der Tod des Marcus Antonius nach Pih, der Tod des Papius nach Hetsch, zwei Blätter nach Zeichnungen Wächter's zur Prachtausgabe einer Uebersetzung der Pharsalia Lucan's und mehrere Blätter nach Fäger's Zeichnungen zu Klopstock's Messias.

Treues Wiedergeben der Eigenthümlichkeit jedes Meisters, eigene kraftvolle Kunstfertigkeit, gründliche Kenntniß des menschlichen Körpers, lebendig-treue Auffassung des Ausdrucks der Köpfe, mannigfaltige Behandlung nach den verschiedenen Stoffen und überdachte Anordnung der Faltten nach perspektivischen und anatomischen Rissen — dieß sind die Verdienste, die an allen seinen kupferstecherischen Leistungen hervortreten. Gewiß sind seine Werke in die Reihe der besten dieser Kunst zu stellen, und es ist zu bedauern, daß er nicht Veranlassung fand, auch nach Raphael zu arbeiten. Ein hochgeachteter Künstler äußerte einst die Meinung, daß wir durch ihn die treueste Uebersetzung dieses größten Meisters erhalten haben würden.

Aber auch als Mensch verdient er rühmlichen Nachruf. Seine Freunde wie seine Schüler verehrten ihn wegen der Sanftmuth seines Benehmens und seiner thätigen Gefälligkeit. Diese Achtung und Anerkennung sprach sich deutlich bei seinem Leichenbegängnisse aus, welches nicht nur die gesammte Akademie, sondern auch eine große Zahl von ältern und jüngern Schülern und Freunden begleitete.

Der Erziehung seiner Kinder brachte er die größten Opfer, hatte aber auch die Freude, seine Wünsche für ihre Ausbildung erfüllt zu sehen. Drei seiner Söhne widmeten sich der Kunst. Karl, der älteste, ietzt Professor an der Kunstschule zu Stuttgart, ist durch mehrere historische Gemälde, durch seine Komposition zu Goethe's Charon und durch seine zahlreichen schönen Bildnisse berühmt. Der zweite Sohn, Gustav, welcher sich der Kupferstecherkunst widmete, hat durch das treffliche Blatt: die betende Frau, nach Holbein, sich in die Reihe der besten deutschen Meister gestellt, und ist gegenwärtig mit dem Stich einer Madonna nach Raphael für den Kunstverein in Stuttgart beschäftigt. Der dritte Sohn, Friedrich, erwirbt sich in Wien täglich neues Lob durch seine Bildnisse in Oehl und Miniatur und seine gelungenen Lithographien. Eine Schwester dieser drei Künstler ist an den trefflichen Landschaftsmaler Professor Steinkopf in Stuttgart verheirathet, in dessen Familie sich ebenfalls ein ausgezeichnetes Kunsttalent durch mehrere Generationen hindurch einheimisch zeigt.



e. Bürger.

Anton Lumpert.

Geboren am 13. Nov. 1757 zu Köglen, einem zum nahen Pfarrdorfe Elbingen im Bechthale gehörigen Weiler, im Bezirke des heutigen k. k. Land- und Kriminal-Untersuchungsgerichtes Neutte, im Oberinntaler-Kreise Tyrols, dankte Anton Lumpert noch seinen braven Aeltern, wovon der Vater, Christian Lumpert, mit Bettzeug in der Schweiz Handel trieb, während die Mutter, Anna Maria, aus dem Geschlechte der Ulfes, zu Hause die Oekonomie versah, seine erste Erziehung und Bildung der Heimathschule und der wohlwollenden Mitwirkung des Ortspfarrers, der den begabten Knaben, dessen glückliche Anlagen erkennend, einige Zeit in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Die guten Aeltern schickten hierauf ihren jungen Sohn, aus dem sie in ihrem frommen Sinne einen Geistlichen wünschten, nach Innsbruck, wo er das Gymnasium und dann auch die Philosophie mit einem Erfolge zurücklegte, der zu den besten Hoffnungen berechnete. Weniger Neigung und Beruf zum Priesterstande als zur Jurisprudenz in sich fühlend, wagte sich der rüstige Jüngling im Spätherbste des Jahres 1780 in die große Kaiserstadt Wien, die ihm bei seinem lebenswürdigen, eine edle Seele in sich schließenden Aüßern am 9. Nov. eine freundliche Aufnahme schenkte. Mit feurigem Eifer studierte er, sittenrein und voll Religion, an der dortigen Hochschule die Rechtswissenschaften, und vollendete alle juridischen Lehrkurse auf eine seine künftigen Lebensgeschichte rühmlich entscheidende Weise, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er eigener Meister seines Glückes, sich durch sich selbst heben müsse.

Nach ehrenvoller Rechtspraxis wählte er, vor Beschwerlichkeit und Resignation nicht zurückschreckend, den dornigen Pfad des peinlichen Richteramtes beim Magistrat zu Wien, welcher kurz zuvor der durch seine Justizform in Oesterreich unsterbliche Kaiser Joseph II. die im Wesentlichen noch jetzt bestehende Organisirung vom 1. November 1783 gab. Es ist dieser gigantische Körper, unter der Benennung des Magistrates der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, eine städtische, mit der Justiz- und Lokal-Polizeigewalt der ersten Instanz beladene Behörde, die nach ihren dreifachen Attributen in drei von einander unabhängige Senate abgetheilt und mit 42 Räten, deren Zahl sich seither beinahe verdoppelte, und einem großen Subalternpersonal besetzt wurde, wovon der politisch-ökonomische Senat der k. k. nied. österr. Landesregierung, und der Civiljustiz; so wie der Kriminalsenat dem k. k. Appellations- und Kriminal-Obergerichte untergeordnet sind. Dem Bürgermeister als Vorstand des ganzen Magistrates wurden zwei Vizebürgermeister zur Supplirung beigegeben, davon der eine dem Senate in Civil-, und der andere dem in Kriminal-Rechtssachen vorsteht, wozu in der Folge noch ein

dritter Vize-Bürgermeister als Senatschef in bürgerlichen Angelegenheiten kam. Am 19. Dezember 1785 hat Lumpert auf sein Antragen von dem k. k. n. ö. Appellationsgerichte eine unentgeltliche Auskultantenstelle beim Kriminalsenate dieses Magistrates erhalten, wo er sich nach und nach durch hervorragende Geschicklichkeit, unermüdete Thätigkeit und gewissenhafte Berufstreue, durch unerschütterliche Rechtsschaffenheit und biedern Charakter, überhaupt durch alle jene Vorzüge des Geistes und Gemüthes, die den öffentlichen Geschäftsmann empfehlen, gleichsam von der Pike an bis zur höchsten Würde der Magistratur schwang. Aus kindlicher Schonung gegen seine nicht mit glänzendem Vermögen gesegneten Aeltern hat sich Lumpert im nachfolgenden Jahre entschlossen, um eine der gerade damals mit neuem Personale vermehrte Registrantenstelle beim Magistrat anzufuchen, die ihm durch den Magistratsbeschuß vom 30. Nov. 1786 mit einem jährlichen Gehalte von 400 fl. ohne Anstand zu Theil ward. Leicht ließ sich prophezeien, daß er auf einem solchen, weit unter seiner Vorbildung gelegenen Posten nicht lange bleiben werde, und wirklich führte ihn der Wiener Magistrat bald wieder in sein wahres Element zurück, indem er den Registranten Lumpert in Ansehung seines Fleißes, seiner Fähigkeit und Verlässlichkeit am 23. März 1789 zum Rath's-Protokollisten des Kriminalsenats mit 600 fl. ernannte, und am 25. Mai 1791 zum Sekretär mit 700 fl. beförderte, die sich seit dem 1. Mai 1794 durch die Einrückung in den höheren Sekretärstrang auf 800 fl. vergrößerten.

Wie vortheilhaft sich Lumpert in seinen untern Stationen distinguirte, beweist der Umstand, daß ihm das k. k. n. ö. Appellationsgericht schon am 6. März 1792, ohne die strenge Richterprüfung, die Wahlfähigkeit zu einer Kriminalrath'sstelle ertheilte, welcher gefehligen Begünstigung sich nur diejenigen erfreuen, deren gründliche Wissenschaft und vollkommene Fähigkeit durch mehrjährige Dienstleistung erprobt und deren Sittlichkeit über alle Einwendung erhaben ist. Am 26. Jänner 1795 wurde er vom Stadtmagistrate zum Kriminalrathe mit einem Gehalte von 1000 fl. erwählt, und 4 Tage darauf bestätigte das k. k. n. ö. Appellationsgericht die treffliche Wahl. Nur wenige Jahre war den fernern Aeltern im Bechthale die Freude beschieden, ihren geliebten Sohn auf dem selbstständigen Standpunkte eines Magistratsrathes in Wien zu wissen. Vater und Mutter sind beide im Monate März 1797 gestorben. Da fand dann Lumpert reichliche Gelegenheit, seine herrlichen Eigenschaften zu entfalten, und in kurzer Zeit hat er durch Umsicht, Kraft und festes Ausharren in der Inquisition, gepaart mit leidenschaftsloser Ueberlegung und Ruhe, durch Genauigkeit, Klarheit und gediegene Vollendung im Vortrage, durch lautere und unbeugsame Gerechtigkeit im Urtheile, ohne Verläugnung der Menschlichkeit, durch Gutmüthigkeit, Loyalität und Ordnungsliebe in seinem



ganzen Wesen einen solchen Kredit gewonnen, daß ihm die wichtigsten und schwierigsten Aufgaben im peinlichen Justizfache anvertraut worden sind, die er aber zur größten Zufriedenheit löste.

### C. Sitten und Gebräuche der Bewohner der österreichischen Monarchie.

#### Eine sonderbare Abgabe.

In dem mährischen Dorfe Zalkowiz, Kremsterrer Herrschaft, führen alljährlich um Martini 36 Unterthanen der Prerauer Obrigkeit jeder eine Henne und einen Kreuzer ab. Greise erinnern sich noch, daß in früheren Zeiten auch Hafer der Herrschaft geschüttet wurde, und zwar auf eine so sonderbare Weise, daß aus Prerau, Kremsterr und von andern Orten Zuschauer in Menge herkamen. Mitten über den Fußboden der Zalkowitzer Gemeindestube wurde ein Strich gezogen und auf diesen ein bodenloses Gefäß gestellt. Zu einer Seite der Linie standen die Prerauer, ihnen gegenüber die Zalkowitzer. Sobald das Maß voll war, hoben es zwei Männer, von jeder Partei einer, in die Höhe, der Hafer fiel natürlich unten durch, und nun begann einer der Prerauer mit einem neuen Besen die Körner zu sich hin zu kehren, wobei er jedoch mit seinem Besen nicht über die Gränzlinie hinüber langen durfte. Was er so auf seine Seite gefehrt hat, gehörte seiner (der Prerauer) Herrschaft. Von den Zalkowitzer Unterthanen hingegen scharrten zwei mit Schaufeln, zwei mit alten Besen den Hafer auf ihre Seite, und zwar hatten sie Befehl, auch über die Linie zu langen. Die Operation wurde 36mal wiederholt. Natürlich erhielt bei dieser Verfahrensweise die Prerauer Obrigkeit mehr Staub und Unrath, als Korn, und da überdies zwischen den beiderseitigen Amtsleuten ein Zwist entstand, so verzichtete Prerau auf die Haferverschüttung. Den Kreuzer und die Henne jedoch führen, wie gesagt, die Zalkowitzer noch bis auf den heutigen Tag ab. Jedem Tributpflichtigen steht es jedoch frei, eine hinkende, blinde, kurz mit allen möglichen Fehlern behaftete Henne zu bringen, wenn sie nur in dem Augenblicke noch lebt, wo sie auf den — um Martini eigens zu Prerau nach Zalkowiz gesandten — Wagen gelegt wird. Man kann leicht denken, daß Jedermann seine schlechteste Henne für diese Gelegenheit aufhebt. Die Prerauer Juden müssen übrigens alle diese Prachtexemplare von Geflügel aufkaufen.

Ueber den Ursprung dieser Abgaben erzählt man Folgendes: Die Zalkowitzer Gemeinde war einst dem evangelischen Glauben zugethan, und unterstand damals in kirchlichen Angelegenheiten wahrscheinlich dem Prerauer Sprengel. Deshalb fuhr immer ein Priester von Prerau hierher, um da die gottesdienstlichen Funktionen zu verrichten. Damit ihm jedoch diese Fahrten keine Auslagen

verursachten, kamen die Zalkowitzer überein, es sollte jeder von ihnen dem Priester jährlich eine Henne und einen Quargel (Käse) geben, die Henne zur Suppe, den Quargel aber zum Dessert; für die Pferde schütteten sie überdies Hafer. Später kam an die Stelle des Käses ein Kreuzer. Nachdem aber die Zalkowitzer von der evangelischen zur katholischen Religion übergegangen waren, eignete sich die Prerauer Obrigkeit diese Abgabe zu.

#### Böhmische Tänze.

Kein Volk tanzt so gerne wie die Slaven, hauptsächlich die Polen und Cechen. Wohl ist der polnische Tanz der Schönste unter der Sonne, aber einen solchen Reichtum und solche Mannigfaltigkeit an Tänzen, wie die Böhmen sie besitzen, würde man im ganzen übrigen Slaventhalde vergeblich suchen. Jede Gegend, ja jedes Dörfchen hat seine eigenen Tänze, die in dem einen Jahre entstanden, im folgenden wieder der Vergessenheit anheimfallen; der größte Theil aber hat sich aus alten Zeiten erhalten, namentlich jene, die mit alten Gebräuchen eng verbunden waren. Schnell finden sich zu neuen Melodien neue Sprünge (Pas), zu neuen Pas schnell neue Worte. Und so ist es kein Wunder, wenn die böhmischen Volkslieder viel melodischer, im Takte mannigfaltiger sind, als die Lieder der übrigen slavischen Völker, denn gewiß eine gute Hälfte dieser Lieder wurde erst dann gedichtet, als die Melodien schon gefunden und mit neuen Tänzen verbunden waren.

Schon seit mehreren Jahren haben sich einige volkstümliche Tänze in Böhmen auch in Hauptstädten eingeschlichen und viel Beliebtheit erworben. Kaum hatte sich der „Reydownák“ mit seine theuern Reydownáda in Prag gezeigt, gleich lud man ihn auch nach Hamburg, nach Wien, nach Frankreich, nach England, ja nach Amerika. Der „Strecák“ sah kaum diese Erfolge, als auch er schnell seine stille Böhmenheimath verließ, und nun — ziemlich fashionable Sprünge machend — hinter seinem Verwandten Reydownák herumläuft. Auch die „Britwa“ faste Muth und folgte dem Strecák, damit ihm ohne seiner theuren Hälfte in der Fremde nicht bange werde.

Dieses Factum erweckt sicher im Herzen jedes Böhmen Freude, aber leider wird diese durch zwei andere Thatfachen getrübt. Einmal muß es jeden Böhmen mit Leid, ja mit Zorn erfüllen, daß die böhmischen Dorfleute, deren Tänze jetzt von Stadt zu Stadt fliegen, die Tänze dieser dem Vaterlande entfernten Städte in ihre Heimath aufnehmen, und zwar Tänze, die nicht bloß nicht nationell, sondern wirklich sehr häßlich sind.

Der zweite bedauernswerthe Umstand ist, daß aus der Anzahl böhmischer Nationaltänze gerade solche in Prag und von da aus in fremden Ländern einheimisch wurden, mit denen sich das Vaterland, besonders bei der vernünftigen Menschenklasse, eben nicht viel Ehre einlegen kann. Es sind wilde, die Gesundheit zerstörende



Tänze, die sich vor andern weder durch Schönheit noch durch Mannigfaltigkeit oder edlere Bedeutsamkeit auszeichnen. Und über diese Wildlinge vergessen, ja vernachlässigen die Böhmen ihre schönsten Tänze. Hierher gehört auch der altcechische, nunmehr nicht nur in Städten, sondern auch in den meisten Dörfern vergessene Tanz „Nabjhána.“ Er hat manche Ähnlichkeit mit der französischen Menuette, doch ist er weder so ernst noch so hölzern, sondern lebendiger, bunter. Gewöhnlich ward er bei Hochzeiten getanzt und nicht ohne Ursache, denn seine Grundidee ist Liebe.

### Einige Gebräuche bei böhmischen Bauernhochzeiten.

#### a) Die Wettfahrt.

Wird auf einer Bauernhochzeit die Braut nach dem Hause des Bräutigams geführt, so geschieht die Fahrt in folgender Ordnung. Voran reitet der Bräutigam mit seinem Gespann, ihm folgt der Wagen der Braut, dann erst kommen die übrigen Wagen mit den Hochzeitsgästen. Kaum haben sie sich einige Schritte vom Dorfe entfernt, so beginnen Pferde und Wagen um die Wette zu rennen und zu rollen, doch nur zur Neckerei, gleichsam als Vorspiel, denn die eigentliche Wettfahrt beginnt erst auf einem hierzu tauglichen Platze. — Wie bekannt, ziehen sich in Böhmen häufig von Dorf zu Dorf breite, wüste Strecken Landes, die niemals aufgeackert, und höchstens als Weide benützt werden. Aber nicht ihr Nutzen als Weide, sondern lediglich das Wettfahren auf Hochzeiten ist Ursache, daß diese Triften ungebaut bleiben. Die Vorsfahrten haben es so gethan, das Herkommen heiligt diese Sitte; und gewiß würde kein Bauer sich so sehr erzürnen, wenn sein Nachbar ein Stück von seinem Aine umackern würde, als die ganze Gemeinde aufgebracht wäre, wenn Jemand es wagen würde, diesen breiten Weg zu schmälern. Der Weg nämlich theilt sich, sobald er das Dorf verläßt, und theilt sich mehrere Male schnell hinter einander, so daß oft fünf und mehrere Wege parallel neben einander laufen, und erst in der Nähe des andern Dorfes sich wieder vereinen.

Kaum kommt der Hochzeitszug an eine solche Stelle, wo sich die Geleise zu vermehren beginnen, sich, da sind flugs alle Wagen und Pferde nach dem eigenen Ausdruck der Bauern im Winde. Der Bauer, welchem die dem Wagen der Braut vorgespannten vier Pferde gehören, darf sich nicht beschämen lassen, d. h. der Wagen der Braut muß, geschehe was da wolle, der erste im Hofe des Bräutigams einfahren. Denn indem der Bauer seine Pferde zu diesem Ehrendienste anbot, gab er dadurch zu verstehen, daß keines der übrigen Hochgespanne die seinigen an Schönheit und Schnelligkeit übertriffe. Einen solchen Vorzug aber räumen ihm die übrigen

Wagenführer nicht so willig ein, und trachten deshalb aus allen Kräften, ihm vorzufahren.

Die Böhmen lieben ihre Pferde ungemein, sie lassen eher sich und ihrer ganzen Verwandtschaft als ihren Pferden Uebles nachreden, und opfern daher lieber sich und ihre eigene Gesundheit, ja selbst ihr Leben auf, als daß sie ihre Pferde verspotten ließen. Als ich einst bei einer solchen Wettfahrt gegenwärtig war, ereignete sich ein seltsamer Zufall. Weit aufgerissen war das Thor vom Hofe des Bräutigams, Schaaren von Zuschauern harrten ungeduldig der Ankunft des Brautzuges. Da erblickten sie einen Wagen, der von zwei herrlichen Rossen gezogen, wie rasend heransteigt, ihm auf dem Fuße nach stürmt der Wagen der Braut. Schon war das Ziel nahe. Sein Anblick stachelte den Stolz der Pferde, die den Wagen der Braut führten, auf. Im Nu flogen beide Wagen in gleicher Linie neben einander, und stürzten in das weit offene Thor, wo sie aber, da es zu eng für zwei war, eingeklemmt stecken blieben. Jauchzen und Triumphgeschrei schloß diese Scene, denn die Ehre des Wagens der Braut war ja gerettet. Nach und nach langten auch die andern Wagen an, von denen einige bereits auf der Fahrt Schaden gelitten hatten, und die von den Bauern Krüppel genannt werden. Zwei hatten sogar schon Räder verloren, hielten aber, nachdem die Gäste ausgestiegen waren, dennoch nicht inne; denn Niemand mag mit seinem Wagen der letzte seyn, und wenn's auch der Bauer wollte, so wollen es die Pferde nicht.

Den Hochzeitleuten war bei diesem ganzen Vorfalle nur das wunderbar, daß Niemand den Hals gebrochen hatte, Niemand stark verwundet war; denn irgend ein Unglück pflegt solche Wettfahrten gewöhnlich zu begleiten.

Muß der Hochzeitszug, wenn er die Braut nach dem Hause ihres Bräutigams begleitet, durch ein oder das andere Dorf fahren, so bereiten sich die Bewohner des letzteren, sobald sie es erfahren, vor, dem Bräutigam den Weg zu versperren. Gewöhnlich thun dieß die verheiratheten Weiber, mitunter auch alte Mütterchen. Sie richten die Hochzeitskette zu, halten einige Flaschen Brantwein und einige Gläser Bier in Bereitschaft, und erwarten den Zug an der Stelle, wo der Weg am schmalsten ist.

Die Hochzeitskette besteht gewöhnlich aus einem leichten Kettchen oder Seile, welches mit seidenen Tüchern, Bändern, Schleifen, Rosmarin, und wenn es die Jahreszeit erlaubt auch Rosen und andern Blumen umwunden wird, und zwar so, daß von der Kette oder dem Seile nichts durchblickt. Sobald der Zug naht, verstecken einige Weiber den Weg, die andern gehen mit vollen Gläsern den Hochzeitleuten entgegen, und bieten ihnen, vor allen aber dem Bräutigam, zu trinken an.

Die Wagen bleiben alle stehen, der Brautführer springt herab, und bittet die Weiber, sie möchten doch



den Hochzeitszug durchlassen. Nach manchen Hin- und Herreden, Neckereien und scherzhaftem Gezänke geben die Weiber nach; der Bräutigam muß aber den Durchlaß oft ziemlich theuer bezahlen. Der Zug rollt weiter, die Weiber aber trinken recht wacker auf des Bräutigams Wohl.\*) Bisweilen geschieht es jedoch, daß der Bräutigam, der, wie wir schon gesagt, beritten ist, mit seinem Gemiß über das Seil oder die Blumenkette setzt, oder sie durchreißt, oder mit einem Stocke oder alten Säbel zerhaut und fortreißet. Da tritt denn der Brautführer vor, und erzählt der Versammlung irgend eine alte Begebenheit. Er vergleicht den Bräutigam mit dem altböhmischen Helden Bretislav, und erzählt, so schön er kann, von der Kette, mit welcher man diesem Herzogssohne den Weg versperrern wollte, als er mit seiner liebreizenden Braut nach seiner Heimath ritt. Die Weiber aber lassen sich mit dieser Erzählung nicht abspeisen, sondern bestehen auf der Bezahlung der Durchlaßgebühr; würde diese nicht entrichtet, so würden die alten Weiber den Bräutigam gewiß in der ganzen Umgegend als geizig und unehrsam verschreien.

#### b) Die Schüssel des Geheimnisses.

Gegen das Ende des Hochzeitsmahles, und zwar noch bevor der alt-herkömmliche, die böhmische Nation sehr ehrende Gebrauch des Händewaschens vor sich geht, bringt der Brautführer „die Schüssel des Geheimnisses“ und stellt sie auf den sogenannten Brauttisch oder irgend einen andern Ort, an dem einer der vornehmeren Gäste sitzt. Diese Schüssel des Geheimnisses besteht in nichts andern, als in zwei irdenen, aber ungeheuer großen Schüsseln, die so über einander gedeckt sind, daß Niemand sehen kann, was ihr Inneres birgt. Die Wahl dieses Geheimnisses ist dem Brautführer überlassen, der immer für eine Ueberraschung sorgt, weshalb natürlich bei jeder Hochzeit etwas Anderes gewählt werden muß.

Ich will erzählen was ich sah, als ich einst bei einer solchen Bauernhochzeit zugegen war. — Kaum hatte der Brautführer die geheimnißvolle Schüssel gebracht, als auch schon alle Gäste herbeieilten, und den Tisch, auf dem das Geheimniß stand, umringten. Der Brautführer munterte sie auf, zu rathen, was wohl in der Schüssel stecke. Jeder rieth, der eine pffiffig, der andere dumm, keiner errieth, und immer stärker ward das Lachen und Köchern.

Endlich hebt der Brautführer den Deckel auf — — wieherndes Gelächter brach los, denn der geheimnißvolle Inhalt der mysteriösen Schüssel waren — rothe Erdäpfel.

\*) Dieses Wegvergießen ist auch in Böhmen bei Schnittern während der Erntezeit, bei Maurern, wenn sie ein Gebäude der Vollendung nahe gebracht haben, und bei Andern Sitte. Auch hier muß man den Durchlaß mit einem Geldgeschenke erkaufen, das hernach vertrunken wird.

Der Brautführer aber legte sein Gesicht plötzlich in ernste Falten, und begann eine bald hübsche, bald wässerige, mitunter gereimte Lobrede auf diesen alten Gebrauch, dessen Beibehaltung die Vorfahren ihren Nachkommen anempfohlen hätten. Dann erzählte er von der Entdeckung der Erdäpfel, von ihrer Verbreitung über die ganze Welt, von den Hungersnöthen und Theurungen, die vor ihrer Einführung in jenen Gegenden geherrscht u. s. w. Auch vergaß er nicht des Zuckers, der Schmalze, des Brotes, Breies, Salats und der andern Dinge, die man aus Kartoffeln bereitet, zu erwähnen, und hielt überhaupt einen sehr eifrigen Panegyricus dieser Frucht, die er — was mir an dem einfachen Manne ungemein gefiel — vom Anfange bis zum Ende nicht anders als die „Gabe Gottes“ nannte.

Jetzt hob der Brautführer die Schüssel wieder vom Tische und überreichte sie der Braut, als ein Geschenk aus dem väterlichen Hause. Er machte ihr dabei bemerklich, wie mit der Zeit aus kleinem Bedeutendes werde; und wie man die Wirthschaft führen sollte, damit die Habe wachse. Zuletzt bat er die Braut, diese kleine schlichte Gabe ja nicht zu verschmähen, sondern sie liebreich von den Aeltern anzunehmen, und ermahnte sie, diese Kartoffeln so lange zu sehen, bis sie sich so vermehrt haben würden, daß sie dem ganzen Hause zur reichlichen und gesunden Speise dienten.

Hierauf wurde dieses Geschenk zu den übrigen Sachen der Braut gelegt, sie nahm sie mit in's Haus des Bräutigams, und als die Zeit des Segens kam, setzte sie sie mit eigener Hand. Wie oft mögen sie ihr beim Sehen, Umgraben, Einführen u. s. w. zur Erinnerung an ihren Hochzeitstag, an Aeltern, Heimath, an die Ermahnungen des Brautführers gedient haben!

Bei einer andern Hochzeit war in der Geheimnißschüssel eine Henne verborgen; bisweilen pflegt man auch Gänseeier hineinzulegen, was jedoch nicht so sehr überrascht, weil es bereits allzu gewöhnlich ist. Ein allerliebster Anblick aber für mich war's, als bei einer Hochzeit der Brautführer den Deckel aufhob, und ich die ungeheure Schüssel von jungen lebenden Hühnchen wimmeln sah. Nicht einmal das Nest hatte man in die Schüssel zu legen vergessen. Die Braut nahm diese herzigten Thierchen in ihre neue Wirthschaft und pflegte sie sorgfältig. Dieses Geflügel wird dann selten geschlachtet, sondern so lange gehalten, bis ihr Lebenslicht von selbst erlischt. So werden solche Hennen die Urgroßmütter des ganzen nachkommenden Hühnerhofes. Gewiß ist diese durch Herkommen oder Aberglauben begründete Achtung, welche den am Hochzeitstage als Geschenk von den Aeltern erhaltenen Thierchen erwiesen wird, ein schönes Zeugniß für die Gemüthlichkeit des böhmischen Landmanns.

Da wir gerade vom Hochzeitsmahle sprechen, erinnern wir uns auch der Mandeln und Kossnen, mit welchen es gewöhnlich endet.



Manchmal schon mitten unterm Essen, meist aber erst wenn dieses bereits anderen Vergnügungen zu weichen beginnt, wird über Tische und Gäste hinüber ein Mandel- und Kossinenkrieg geführt, und so dicht fallen diese Geschosse, daß oft Tischtücher und Boden ganz mit ihnen besäet sind. Gewöhnlich geschieht die Fehde von Seite der Weiber und Mädchen. Das Mädchen nimmt eine Kossine oder Mandel und wirft sie nach dem Jünglinge, den sie besonders auszeichnen, oder dessen Aufmerksamkeit sie auf sich ziehen will. Wird der Wurf von Seite des Jünglings wiederholt, so dient dieß dem Mäd-

chen zum untrüglichen Beweise, daß sie verstanden wurde; dann aber wird nicht einzelne, sondern mit vollen Händen geworfen.

Wer steht in diesem Gebrauche nicht einige Nehsüchlichkeit mit den Scherzen des italienischen Carnevals? Doch ist das Werfen mit Mandeln, Kossinen und vorzüglich mit Erbsen oder Wachholderbeeren in Böhmen eine uralte Sitte, die wahrscheinlich in heidnischen Zeiten bereits geübt wurde, wie überhaupt wohl alle böhmischen Hochzeitsgebräuche aus ältern, undenkbaren Zeiten stammen.

### III. Sagen und Legenden.

#### Die beiden Herren.

##### Eine böhmische Lokalsage.

Schon lange wartete der alte Diether auf seinen Sohn. Es war im Schlosse so still, daß man den Waldbach rauschen und die Tannen brausen hörte. Die Wolkten zogen so tief, daß sie fast an die Wipfel streiften, die sich noch über das Schlosdach erhoben. Die Dämmerung brach herein und in dem kleinen Saale mit seinem Holzgetäfel war es fast dunkel.

Der alte Herr pfiff und schweigend trat ein grauer, gebeugter Knappe ein, warf einige Kienbündel auf den Herd im Kamine, und zündete sie an. Das flackernde, ungewisse Licht gab den ernstesten Zügen des alten Herrn den Ausdruck einer fast unheimlichen Härte.

„Ist der Bote glücklich über die Berge in den langen Grund?“

„Ja, Herr.“

„Lasse das Pförtlein offen; ich erwarte zur Nacht noch einen Mann aus Rumburg. Mein Sohn ist noch nicht zurück?“

„Nein.“

„Alter Wolf, ein Wörtchen im Vertrauen: weißt du nicht, wohin mein Gelfhard tagtäglich reitet? In den Forst —“

„Nach dem Zeidler zu reitet der junge Herr, weiter weiß ich nichts.“

„Gut, gut, alter Wolf. Du könntest wohl einmal deine alten Augen — doch nein, es ist besser ich spreche mit ihm selbst. Meine Sache ist reif.“

Jetzt ließ der Hofhund sein heiseres Gebell hören; das Thor unten wurde aufgethan, und man hörte einen Reiter in den Hof sprengen. Klirrend kam es die Stiege herauf, und ein hoher, schlanker, junger Mann trat ein, grüßte den alten Schloßherrn, und klopfte Wolf, der eben hinausging, vertraulich auf die Schulter.

„Nun, mein Gelfhard, glückliche Jagd gehabt?“  
sag der alte Ritter nach einer Pause an.

„Ich habe nicht gejagt.“

„Gleichviel. Du bist heute an deinem Geburtstage nicht sehr heiter.“

„O Vater, könntest du in meine Brust sehen! Mich macht eine tiefe Freude immer still.“

„Desto besser; dein Geist wird dann bei meinen Mittheilungen den nöthigen Aufschwung nehmen; denn heute, wo du an der Schwelle der Mannheit stehst, muß ich dir das Geheimniß deines Hauses enthüllen.“

Gelfhard hörte halb zerstreut zu.

„Du weißt, daß weit und breit in Böhmen das gewaltige Geschlecht der Berka von Dub herrscht. Seit undenklichen Zeiten blühte dieser Stamm in Einigkeit und Kraft; erst vor etwa mehr als zwanzig Jahren erschütterte ein Donner Schlag die alte Eiche. Ein Halbbruder des regierenden Herrn wußte das Herz dieses arglosen Jünglings zu bescheiden, und sich seines ganzen Vertrauens zu bemächtigen. Er setzte sich in einem Schlosse nach dem andern fest, und gewann einen Vasallen nach dem andern; nach einer Reihe von Jahren hatte er die ganze Macht des Hauses in Händen; ein Vorwand zum Bruche mit seinem Bruder war bald gefunden. Man griff zu den Schwertern. Der rechtmäßige Herr wurde mit den Wenigen, die zu ihm standen, von Thal zu Thal getrieben; bald wußte er nicht mehr, wohin sein Haupt zu legen; endlich verscholl er in den Grenzwäldern; mit ihm sein zweijähriger Sohn —“

„Um Gottes Willen, Vater, sprich es nicht aus!“

„Ich bin es, du bist's. In diese tiefe Waldwildnis habe ich dich geflüchtet, dieß Schloß habe ich von den Trümmern meines Glückes erbaut; ich hatte kein befreundetes Herz als dich, keinen Gedanken als meine Rache, und jetzt ist sie reif geworden. Die Vasallen sind müde der eisernen Faust des Eindringlings; ich habe mich den verlässlichsten entdeckt, und ihre Boten rufen mich in